

Editorial

Konjunkturen der Forschung korrespondieren nicht unbedingt mit dem Offenbar- oder Drängendwerden von Forschungsdefiziten: sie antworten vielleicht sogar zuerst öffentlichen Diskursen oder politischen Fragen, nicht zuletzt sicherlich auch ökonomischen Zielen. Aufmerksamkeit verlangt, dass sie wissenschaftliche Perspektiven und Begriffe ganz unabhängig von der Kraft hinter der jeweiligen konjunkturellen Situation höchst grundsätzlich verändern können.

In Bezug auf die Forschung über den Nationalsozialismus ist zweifellos die »neue Täterforschung« als eine solche Konjunktur zu beschreiben, deren Beginn eher in gesellschaftlichen Perspektiven als in wissenschaftlichen Anliegen gefunden werden kann. Als »neu« ist dabei nicht die Beschäftigung mit einzelnen Tätern oder Tätergruppen hervorzuheben; erklärt wird als »neu« vor allem die Prämisse, der die Forschungen folgen: es handele sich um »normale« Täter, die in einer »pathologischen« Situation Teil einer eskalierenden Dynamik werden, wobei sie nicht wirklich realisieren, dass sie gegen moralische Verbote verstoßen. Diesen Tätern, die auch nach dem Krieg den Konflikt zwischen normal und unmoralisch nur schwer lösen konnten, habe man jahrelang zu Unrecht eine Pathologie des Hasses, des Antisemitismus, der Gewaltneigung, der Vernichtungsphantasien zugeschrieben. Übersehen worden sei insbesondere, dass sie gemeinsam mit den Opfern in der historischen Gewaltsituation gefangen gewesen seien, wobei die ausgeführte Gewalt als Eskalation der Situation nicht als Eskalation des

Tötungshandelns des Einzelnen verstanden werden müsse.

Ohne an dieser Stelle darüber zu diskutieren, wie zutreffend oder unzutreffend der Befund ist, wie zurecht ein »entpathologisierender« Blick auf die Täter gefordert wird oder wie problematisch die Fokussierung auf situationale Dynamiken sein kann, ist doch auffällig, dass im Sog dieser Konjunktur aus Sicht der Genozidforschung eine deutliche Stellungnahme notwendig wird.

Dabei ist zunächst noch einzufügen, dass die »neue Täterforschung« kaum mit vertieften methodischen Diskussionen einhergeht, beispielsweise um neue Wege der biographischen Forschung. Methodische Bezugsrahmen stehen allenfalls zur Diskussion, wenn es darum geht, Abgrenzungen zu formulieren oder einzustimmen in die deutschsprachig (und nicht wenig emotional) geführte Debatte zum Ende strukturalistischer und zur zentralen Bedeutung akteurszentrierter Forschungen. Dies deutet bereits darauf hin, dass es sich bei der »Täterforschung« vor allem um die Konjunktur einer Lesart, nicht um die Konjunktur von Forschungsfragen oder -praktiken handelte. Ferner fällt in den Blick, dass es einige der Arbeiten unter dem zugkräftigen Etikett ganz an die Spitze von Bestseller-Listen schaffen. Besonders aber überrascht, dass das, was im Vorgehen der Genozidforschung häufig kritisch betrachtet wurde, nämlich der interdisziplinäre Vergleich, nun selbstverständlich vollzogen wird. Dabei sucht die »neue Täterforschung« jedoch eine Fundierung bei Kategorien des allgemein menschlichen Glücks und Unglücks, sie versichert sich beim Handeln und Streben bei »uns« allen und öffnet Räume für Reflektionen von Massengewalt, in denen die Täter des Holocaust

neben die Täter eines Schulamoklaufs gestellt werden können. In beiden Tatgeschehen meint man die Möglichkeit zu erkennen, soziale und psychologische Entwicklungen nachzuzeichnen, die die Grenze zwischen Pathologie und Normalität in den jeweiligen Persönlichkeitskonzepten auflösen.

Zweifelloso ist das Erbeben eines Anspruchs auf Neuheit eine forschungspolitische Notwendigkeit; die Aufgehobenheit in einer Konjunktur bildet einen klaren forschungsstrategischen Garanten für Anerkennung; die Bereitstellung von Bildern über die Normalität und Pathologie von NS-Tätern lässt sich darüber hinaus noch als ein Beitrag zu den eher gemüthlichen Bearbeitungen deutscher Geschichte erkennen. Der gesellschaftspolitische Beitrag der »neuen Täterforschung« ist eben insofern wesentlich bequemer als der Beitrag der Genozidforschung, da nun nicht die Korruptierbarkeit des Einzelnen oder die weltanschauliche Überzeugtheit in den Vordergrund gestellt wird, sondern die Eigendynamiken von gewaltvollen Situationen.

Wenigstens Verwunderung verdient jedoch, dass Perspektiven und Analysekonzepte der Genozidforschung in die Ansätze der »neuen Täterforschung« integriert werden, jedoch der strukturvergleichende, Gesellschaften und Tätergruppen analysierende Ansatz ersetzt wird durch einen Ansatz, der vergleichend allgemein menschliche Charakteristika zu betrachten auffordert. Damit geht die Täterforschung nicht von der Existenz von Tätergruppen und Opfergruppen, sondern sieht die Möglichkeit, von Opfern und Tätern zu sprechen, erst als Ergebnis eines Gewaltprozesses.

Angesichts der neuen Leichtigkeit, über »Massengewalt« und Genozid zu sprechen unter Vernachlässigung spezifischer historischer

Entwicklungen, sozialer Strukturen und diskursiver Konstruktionen, scheint es uns umso wichtiger, gegen aktuelle Konjunkturen zu arbeiten: und das heißt, eine Beschäftigung nicht mit »dem« Menschen, sondern mit Menschen»bildern« in politischen Ideologien zu verfolgen, Schnittpunkte zwischen weltanschaulichem Denken und weltanschaulicher Tat aufzuzeigen, Kontinuitäten und Kohärenzen zu suchen, auf Intentionen hinzuweisen.

Sich gegen Konjunkturen zu stellen heißt nicht: Forschungsperspektiven zu ignorieren, aber es bedeutet, das Risiko zu akzeptieren, als ignorant kritisiert zu werden.

Es bedeutet hier, zu sagen: ja, Täter einer Extremgewalt zu werden, einer wiederholten Gewalt, erfordert doch eine Disposition. Diese ist auch in der Persönlichkeitsstruktur der Einzelnen zu finden, in weltanschaulichen Ansichten, aber vor allem in Lebenszielen, in Orientierungen, mit denen sich der Einzelne als soziales Individuum erkennt.

Dieses Programm wird für die nächsten Hefte, die in dichter Folge erscheinen sollen, leitend sein. Es wird sich auch bereits in den Beiträgen dieses Heftes erkennen lassen.

Miriam Weiberg-Salzmann diskutiert mit kritischen Fragen noch einmal an Aspekte der jüngeren Gewalt- und Genozidforschung, um zunächst Lücken oder wenigstens zu enge Betrachtungen bisheriger Forschungen aufzuzeigen, die offenbar werden, wenn man sich mit politischen Gewaltprozessen beschäftigt, die im politischen Tagesgeschehen wie auch in der Wissenschaft eher »unbemerkt« geblieben sind. Im Hauptteil ihrer Analyse führt sie eine detaillierte Aufschlüsselung des »Bürgerkrieges« in Sri Lanka fokussiert zu Typisierungen, die

Bedingungen der Systematik politischer Gewalt höchst eindrücklich verdeutlichen.

Aus sozialphilosophischer Sicht nähert sich Christian Wevelsiep einem höchst aktuellen Diskussionsfeld internationaler Politik an: der Frage nach den Modellen und Konzepten des Schutzes von Menschen vor Gewalt und Vertreibung. Unnachgiebig prüft er entgegen politischen Entwürfen der Schutzverantwortung und insbesondere gegen die Programmidee einer »Responsibility to Protect« die Aspekte von Sorge, Fürsorge und Verantwortung und deckt dabei entscheidende Lücken in der Definition von Menschenrechten und der Erwägung der Wirksamkeit von Schutzverpflichtungen auf.

Stefan Friedrich wirft die Frage nach soziologischen Perspektiven auf kollektive Gewalt als Schlaglicht zurück in die klassische soziologische Theorie. Dabei überlegt er, dass basierend auf zentralen Kategorien des Weberischen Denkens, insbesondere der Institutionentheorie, es möglich gewesen wäre, die Durchsetzung und Wirkung der NS-Weltanschauung schon früh zu erkennen; das lange Defizit in der soziologischen Forschung über Gewalt also nicht erklärt werden könne über das Fehlen geeigneter Analysekonzepte.

Uwe-K. Ketelsen entwirft über der Analyse des Romans »Kampf im Aether oder Die Unsichtbaren« von Arnolt Bronnen ein Zeitbild der 1930er Jahre: dabei zeigt er, dass die moderne Medienrevolution einerseits und die Suche nach Aufgebobenheit in einer Idee von deutscher Kultur und Heimat andererseits keine Gegensätze bildeten, sondern in den Medien wie den Generationen selbst nebeneinander ausgefüllt wurden. Besonders wertvoll sind seine detaillierten Nachzeichnungen der politischen Einstellungen der im Roman entworfenen

Figuren nicht zuletzt deshalb, weil sie gerade die Breite – aber auch die Übereinstimmungen – in den populären, öffentlichen Einstellungen über den zeitgenössischen Nationalsozialismus bezeugen.

Nächstes Heft:

Sonderheft zum Thema »Ghettos im Nationalsozialismus«, hrsg. von Stephan Lehnstaedt und Kristin Platt (Sonderheft mit erweiterter Zahl der Beiträge; Erscheinen: im Juni 2013).

Die Zeitschrift wird gefördert
von der Alfred Freiherr
von Oppenheim-Stiftung
zur Förderung der Wissenschaften

Titelbild: Assadour,
Parsec I, 1991
Radierung,
17,8 x 23 cm